

Die Erbin von Caerleon



Die Erbinn von Caerleon.

Frei nach dem Englischen bearbeitet.



Pantheon Band 18,
Stuttgart,
bei Carl Hoffmann.
1830.

Inhaltsverzeichnis

Erbinn von Caerleon.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.

1.

In einem anmuthigen Thale des Fürstenthums Waies lag das Schloß Caerleon; die Felsen welche es auf ihren Schultern trugen, wurden von der Severne bespült, die in ewig gleichem Wechsel ihre Fluthen dahinwälzt. Dem Schlosse gegenüber stand eine Kirche, deren kleines Thürmchen einen sonderbaren Contrast gegen die himmelhohen Mauern des Herrensitzes bildete. Dem Thale entlang erblickt man eine Menge Hütten, rings von fruchtbaren Obstbäumen und herrlich angebauten Gärten umgeben.

Geliebt und geehrt waren die Herren von Caerleon in der ganzen Umgegend. Arme und Bedürftige fanden aber auch in ihrem Schlosse stets Trost und Hilfe. Zog ein Barde mit seinen Liedern durch das Land, und sprach auf Caerleon ein, so durfte er es nur reich beschenkt wieder verlassen. Kein Gast betrat das Schloß, ohne von der freundlichen Bewirtung erfreut, von dem freundlicheren Wirthe liebeich aufgenommen zu werden.

Eine lange Reihe von Jahren schwand so dahin, und machte den guten Ruf der Schloßbewohner weit bekannt und berühmt.

Sir Eduard, der einzige Sohn des jetzigen Bewohners von Caerleon, stand in seinem achtzehnten Jahre, als unsere Geschichte beginnt. Der alte Herr hatte ihn ganz seiner hohen Ahnen würdig erziehen lassen, und der Jüngling erblühte in holder Jugendkraft, durch geistige und körperliche Vorzüge gleich ausgezeichnet. Unter den Augen des wackern Schloßvogts, Richard genannt, mußte der junge Mann sich täglich in den Waffen üben; bisweilen geschah es dann freilich auch, daß der Schüler den Sieg über seinen Lehrer das von trug, und Eduard den starken, kräftigen Richard zu Boden warf. Dieß brachte jedoch den Letzteren keineswegs auf, sondern er umarmte dann seinen künftigen Gebieter mit wahrer Herzlichkeit, schüttelte ihm traulich die Hand und ertheilte seiner Tapferkeit gerechte Lobsprüche.

Einer der Dorfbewohner, mit Namen Hubert, kehrte einst spät nach Hause zurück. Er hatte sich nämlich einen guten Freund, der weit unten im Thale wohnte, auf den kommenden Tag zum Pathen bei seinem ersten Sohne erbeten. Sein Weg führte ihn an

dem Schlosse vorüber, von dessen Thurme herab eben die Mitternachtsstunde ertönte. Hubert wollte seine Schritte beflügeln, allein gerade, als er an der Schloßpforte vorbeischrift, flog diese rasch, jedoch geräuschlos auf, und ein Leichenzug trat heraus. Sechs schwarze Rosse zogen den Wagen, eine Menge schwarzgekleideter Diener, von welcher aber Hubert keinen einzigen kannte, folgten demselben. Jeder der Leichenmänner trug eine Fackel, wodurch die ganze Gegend hell erleuchtet wurde. Langsam und feierlich ging der Zug nach der nahegelegenen Kirche, in welcher sich das Familienbegräbnis der Herren von Caerleon befand. Zitternd vor Angst und Furcht, schloß sich Hubert dem Gefolge an, ohne im geringsten zu wissen, was er that. Sein laut kam über seine Lippen, gleichwie auch tiefes Schweigen unter den Uebrigen herrschte; selbst den Tritt der Pferde und das Geräusch des Wagens vernahm man nicht. Dem Winde ähnlich, schwebten die Gestalten auf dem Boden dahin, und doch sah Hubert deutlich, wie sich der ganze Zug vorwärts bewegte. Er warf einen Blick nach dem Schlosse hinauf; hier flimmerten unzählige Lichte an den Fenstern hin und her. Jetzt hielt der nächtliche Zug vor der kleinen Kirche, das ganze Gefolge umgab noch einmal den Wagen; da seufzte Hubert laut auf. Plötzlich war alles verschwunden; die schrecklichste Finsternis lag auf der ganzen Gegend, nur im Schlosse drüben schimmerte ein mattes Licht durch einen Fensterbogen. Hubert floh entsetzt nach Hause.

2.

Kommst du endlich?« rief sein junges Weib scheltend, als Hubert außer Athem in die Hütte trat, und sich ohne weiteres in dem verborgensten Winkel zu verstecken suchte. »Mitternacht ist lang vorüber, und du läßt mich allein?«

»Sey nicht böse,« erwiderte Hubert, an Einem fortzitternd, mir ist etwas Entsetzliches begegnet.«

»Doch kein Unglück?« fragte Ally theilnehmend.

»Laß mich nur erst zu Athem kommen; ich glaube, ich bin den ganzen Weg hierher geflogen, und doch habe ich über eine Stunde vom Schloß bis hierher gebraucht, kein Wunder, daß ich jetzt halbtodt aussehe.«

»Um Gotteswillen, lieber Mann, was ist denn geschehen? Komm, setze dich zu mir; so, schlinge den Arm um mich! Wahrhaftig, du zitterst, heftiger noch als damals, wie der Herr Pfarrer uns vor dem Altare auf ewig verband.«

»Ach, gutes Weibchen, du kannst dir auch nicht vorstellen, was ich diese Nacht erlebt habe. Ja, Ally, sieh mich nur an; wenn ich weniger herzhaft wäre, so hättest du mich ohne Zweifel mausetodt zurückkommen sehen.«

»Warum nicht gar?« versetzte Ally lächelnd, deine Herzhaftigkeit kenne ich. Wenn es weiter nichts ist, so hättest du mich nicht so zu schrecken gebraucht. Der Herr Pathe hat dir vielleicht einen Krug Ale zu viel eingeschenkt, und da hat mein Hafenfuß von Mann einen Eichbaum für ein Gespenst -«

»St!« unterbrach Hubert seine Frau zitternd und leise, »sprich das Wort nicht aus, ich bitte dich um Gottes willen!«

»Da haben wir's, wer weiß, was der Narr gesehen hat.«

»Höre, Ally,« versetzte Hubert aufgebracht, »rede nicht so gottlos. Wenn du an meiner Stelle gewesen wärest, würdest du wohl nicht so leichtsinnig und frevelhaft sprechen; du solltest mich bedauern, mich trösten, statt mich in meinem Unglück noch zu verspotten.«

»Na, sey nur nicht böse,« erwiderte Ally schmeichelnd, wich will dich auch recht herzlich b dauert; aber jetzt mußst du mir auch

sagen, warum?«

»Warum? ach Gott warum? hab ich dir's denn noch nicht gesagt, daß ich sterben muß?«

»Sterben?« wiederholte Ally ernsthaft; »was hast du denn verbrochen?«

»Ach was werde ich verbrochen haben?« jammerte Hubert. Bei meiner eigenen Leichenfeier bin ich gewesen; mit diesen meinen eigenen Augen habe ich gesehen, wie sie mich in's Grab gefahren haben. Ach du lieber Gott, mein junges Leben!«

Hubert erzählte nun seiner Frau Alles, was er gesehen hatte. Diese wurde mit jedem Worte ernsthafter und betrübter; als jener geendet, brach sie jammernd aus: »Ach, der arme Graf!«

»Wieso?« entgegnete Hubert, warum der arme Graf?«

Es ist kein Zweifel,« fuhr Ally fort, daß jenes Unglück, welches du gesehen, dein Herrn Grafen droht. Ja, lieber Mann, unserm guten Grafen steht ein Todesfall bevor. Entweder muß er selbst bald sterben, oder der Tod rafft einen seiner nächsten Anverwandten hinweg.«

»Ja, woher weißt du denn das?« fragte Hubert ängstlich. »Das hat mir meine Großmutter hundertmal erzählt,« antwortete Ally. »Der Tod jedes Menschen wird durch die Erscheinung eines Lichtes im Voraus angekündigt. In der Nähe des Hauses, oder gar in dem Hause selbst, bemerkt man einige Tage vorher ein Licht, das sich unaufhörlich hin und her bewegt, und zuletzt auf dem Kirchhofe verschwindet. Bisweilen sieht man jenes Licht auch in der Hand einer Gestalt, welche ganz der Person, deren Tod es verkündet, ähnlich ist. Wenn jedoch das unglückliche Opfer von höherem Stande ist, so geschieht es gewöhnlich, daß ein ordentlicher Leichenzug in der Mitternachtsstunde von seinem Hause aus an den Begräbnisort geht. Drum zweifle nicht, lieber Mann, das nächtliche Gesicht bezieht sich auf unsern guten Herrn Grafen.«

»Aber, Ally,« fiel Hubert ein, es ist ja Niemand auf dem Schlosse krank; wer soll denn da sterben?«

»Das weiß ich nicht,« erwiderte Ally, doch wirst du schon sehen, daß es nur allzuwahr ist.

Wir aber wollen jetzt für den armen Grafen beten; er hat uns so manche Wohlthat erzeugt, wofür ihm der Himmel Glück und Freude bringen möge!

3.

Den andern Morgen verbreitete sich die Schreckensnachricht im Thale, der alte Graf habe in der vergangenen Nacht einen heftigen Schlaganfall bekommen, und die herbeigerufenen Aerzte erklärten in kurzem die Krankheit für tödtlich. Hubert und Ally erzählten einigen Bekannten die nächtliche Erscheinung, in welcher Alle sogleich die Prophezeiung von dem Tode des Grafen fanden.

Ehe noch der nächste Tag anbrach, war auch der Graf wirklich nicht mehr. Trotz aller angewandten ärztlichen Hilfe, trotz den frommen Gebeten Eduard's wiederholte sich der erste Anfall noch weit heftiger, und der alte Graf verschied in den Armen seines Sohnes.

Ein prächtiges Leichenbegängniß bestattete der allgemein verehrten und geliebten Herrn zur ewigen Ruhe. Auch Hubert befand sich unter den Leidtragenden. Der Zug bewegte sich ganz so, wie er es vor einigen Nächten gesehen hatte, nur daß Sir Eduard weinend hinter dem Leichenwagen ging, und eine Menge theilnehmender Zuschauer aus der Nähe und Ferne den edlen Todten begleitete.

Nachdem Sir Eduard die Angelegenheiten hinsichtlich der weitläufigen Güter geordnet, beschloß er, eine Reise nach dem Festlande zu unternehmen. Auf dem Schlosse erinnerte ihn jeder Ort an die glücklichen Stunden, welche er unter den Augen seines zärtlichen Vaters verlebte. Im Geräusche der großen Welt hoffte er seinen Verlust zu vergessen; auf Frankreichs blumigen Auen dachte er sein Herz wieder zu erleichtern, die Wunde zu heilen, welche ihm des Vaters Tod geschlagen. Er übergab die Verwaltung des Schlosses dem treuen Richard, der schon seit vielen Jahren das Vertrauen der Familie besaß. Die Dorfbewohner geleiteten ihren jungen Herrn einige Stunden weit. Sir Eduard reichte beim Abschiede jedem die Hand, und versprach, von heute an über ein Jahr wieder in ihrer Mitte zu seyn; sie sollten indessen dem alten Richard wie ihrem Herrn gehorchen.

Richard konnte sich der Thränen nicht erwehren. Er hatte Eduard's Abreise nie gebilligt, und selbst als die er schon im Wagen saß, bat er immer noch dringend, wieder umzukehren. Der

Graf achtete jedoch desselben nicht, sondern gab das Zeichen zur Abfahrt, rief seinen Unterthanen noch ein herzliches Lebewohl zu; und fuhr eilig von dannen, während Richard betrübt mit den Andern nach Caerleon zurückkehrte.

4.

In Frankreichs glänzende Hauptstadt angekommen, miethete er sich ein kleines Häuschen, wo er anfangs ganz abgesondert von der großen Welt lebte. Allein der Zufall machte ihn bald mit einigen jungen Männern bekannt, für welche der reiche, unerfahrene Graf ein höchst willkommener Gegenstand war. An ihrer Spitze stand Signor Venati, zwar von Geburt ein Italiener, allein schon seit vielen Jahren in Paris wohnend. Der angeborne Leichtsinn des Franzosen war in ihm mit dem ränkesüchtigen Italiener gepaart. Venati hatte nicht sobald entdeckt, daß Eduard einen Vater beweine, als er schon mit der Miene aufrichtiger Theilnahme seinen Klagen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dabei senkte er ihn unvermuthet zu Zerstreungen, die zwar augenblickliches Vergessen nach sich zogen, aber den Stachel der Reue um so tiefer in die schuldlose Brust des Jünglings drückten. Bloß um einige Abendstunden zu vertändeln, lockte Venati sein Opfer an den Spieltisch. Der unerfahrene, junge Mann verlor hier nach und nach, nicht nur sein Gold, sondern, was bei weitem noch gefährlicher war, das erhabene, unersetzbare Gefühl für Ehre und Tugend. Der Italiener verstand die Kunst, alle Mittel zur Erreichung seiner Absichten herbeizuführen. Ohne daß Eduard es ahnte, geriet er immer tiefer in die Schlingen der Verführung, so daß es ihm am Ende selbst vor dem Abgrund schwindelte, an dessen Rande er stand.

Eines Abends brachte Venati ein neues Opfer an ihren gewöhnlichen Zusammenkunftsort. Ein junger Franzose, der in gleichem Alter mit Eduard seyn mochte, und erst gestern nach der Hauptstadt gekommen war, sollte heute schon in die Hände dieses Raubgesindels fallen. Mehr als Alles erweckte dieser Anblick in Eduard's Brut Reue über sein Leben. Gerne hätte er den Unglücklichen vor seinem Verderben gewarnt, aber die Augen aller Anwesenden waren zu gierig auf das Schlachtopfer gerichtet, als daß er seine Warnung hätte wagen dürfen, ohne sein Leben selbst der Wuth jener Bösewichter Preis zu geben. Wie der Knabe am Rande des allverschlingenden Stromes unvorsichtig nach den Blumen hascht, die ihm seinen Untergang verdecken, so taumelte

auch jener in sein Verderben. Binnen wenigen Stunden hatte der unglückliche Jüngling seine ganze Baarschaft verloren. Verzweiflungsvoll stürzte er aus dem Saal; das Hohngelächter seiner Verderber folgte ihm. Eduard allein fühlte Mitleid mit dem Armen, und ging ihm rasch nach. In einer abgelegenen Straße holte er den Fremden ein, welcher, laut weinend und jammernd den Himmel um Hilfe anrief.

»Fassen Sie sich, junger Mann,« sprach, Eduard; »Sie haben zwar viel verloren, allein noch bleibt Ihnen die Ehre.«

»Gott!« rief der Fremde schmerzlich aus, »Sie wissen nicht, was ich verloren habe. Arme Antonie, was soll aus dir werden?«

»Sind Sie vermählt?«, fragte Eduard theilnehmend weiter.«

»Nein,« antwortete jener, »Antonie ist meine Schwester. Ich habe nicht nur mein Vermögen, sondern auch das ihre verspielt. O Gott, mir bleibt nichts anders übrig, als der Tod!«

Dabei wollte er wieder fortrennen, allein Eduard hielt ihn auf.

»Bleiben Sie,« sprach er, erzählen Sie mir Alles. Ich bin zwar im Augenblick selbst nicht reich, aber doch kann ich Ihnen mit einer geringeren Summe aushelfen, und vielleicht mehr für die Zukunft versprechen.«

»Wie, einen Unbekannten, einen Fremden wollten Sie vom Untergange retten?«

»Unglückliche sind alle Brüder,« versetzte Eduard, »und Sie wissen nicht, wie namenlos unglücklich, ich bin! Doch erzählen Sie, wer sind Sie?!

»Mein Name ist Clermont,« begann nun der Fremde, Angers meine Vaterstadt. Antonie und ich waren die einzigen Kinder des besten der Väter, welcher und eine vortreffliche Erziehung geben ließ. Dem Willen meines Vaters zufolge, widmete ich mich gleichfalls seinem Geschäfte, der Handlung. Der Banquerout eines Hauses in Lyon zog auch unsern Fall nach sich. Mein Vater überlebte dieses schreckliche Ereignis nicht lange. Die Furcht vor der Schande und dem Kerker zog ihm den Tod zu. Mit den Trümmern eines ehemals beträchtlichen Vermögens, ungefähr zwanzigtausend Franken, ach, jener Summe, die ich vor wenig Augenblicken verlor, reiste ich in Gesellschaft meiner Schwester hierher nach der Hauptstadt, wo ich in irgend einem

Handlungshause mein Brot und den Unterhalt meiner Schwester zu verdienen hoffte. Da bringt mich ein unheilvoller Zufall in die Hände eines Spielers, und ich verliere so jedes Mittel, mir ein Unterkommen zu verschaffen. Antonie wähnt, ich beschäftige mich mit ihrem Glück, und ich bin ihr Henker geworden!«

»Empfangen Sie diese Börse,« sprach jetzt Eduard; »ich kann sie wohl entbehren. In wenigen Tagen hoffe ich, mehr für Sie thun zu können, denn ich erwarte Wechsel aus England. Bis dahin leben Sie wohl!«

»wie soll ich dir danken, Engel des Himmels!« rief Clermont.

»Wenn Sie nie wieder spielen,« entgegnete Eduard.

»Ich beschwöre es bei dem ewigen Heil meiner Seele, bei dem Wohl meiner theuren Antonie.«

»O, daß ich Ihrer Schwur theilen könnte!« seufzte Eduard; »aber mich knüpfen eiserne Bande an das Laster, Bande, die nur der Tod lösen kann! Bedauern Sie mich, junger Mann, aber halten Sie Ihren Schwur; wo nicht, so haben Sie einen unversöhnlichen Feind, einen fürchterlichen Gegner an mir!«

»Ich habe bei dem Glück meiner Schwester geschworen,« erwiderte Clermont entschlossen und mit Nachdruck; »einmal habe ich meine Pflicht bei Seite gesüßt, aber nie wieder! Sie sollen die schrecklichste Rache an mir nehmen, wenn ich meinen Eid nicht pünktlich halte. Doch warum sollten Sie dem Spiel nicht auch entsagen können, Sie, der es zu verabscheuen, zu hassen scheint?«

»Die Erde kennt nichts Abscheulicheres, als einen Spieler. Glauben Sie mir, ich leide hier schon die ewige Verdammnis; in meinem Busen brennt mehr als eine Hölle.«

»Und doch wollen Sie dieser Leidenschaft nicht entsagen?« unterbrach ihn Clermont.

»Ich kann nicht,« rief Eduard mit gewaltigem Schmerz. »Entsetzlich sind die Ketten, mit welchen die Hölle ihre Diener fesselt, entsetzlich, aber unzerreißbar!«

So stürzte er fort.

5.

5. Den andern Abend kam Eduard sehr spät in die Spielgesellschaft. Auf seinem Angesichte lagen noch die Spuren tiefer Wehmuth. Venati zog ihn in einen Winkel.

»Was hast du, Eduard;« redete er ihn hier mehr verwerfend als theilnehmend an; »schon gestern warst du übler Laune, und gingst früher, als wir alle, hinweg!«

»Ich bin krank,« entgegnete Eduard, um weiteren Fragen zu entgehen.

»Possen«, perfekte Venati mit einiger Drohung, »du bist so gesund als ich, du hast wies der deine gewöhnlichen Grillen. Um deiner selbst willen stehe davon ab; du kennst unsere. Uebereinkunft, zwinge mich nicht, meiner Rechte an dich geltend machen zu müssen!«

» O Gott,« seufzte Eduard für sich hin.

»Komm zur Gesellschaft, und ereignet sich wieder ein Zufall, wie gestern, so betrage dich klüger, oder du kennst mich!«

Eben trat Clermont ein. Mehrere der Gesellschaft begrüßten ihn mit lautem Jubel. Eduard warf einen verachtungsvollen Blick auf ihn, doch Clermont kehrte sich nicht daran, sondern sagte: Ich bitte Sie, mir eine kurze Stunde zu schenken!«

Venati wollte zwar Einwendungen machen, allein Eduard sprach entschlossen: »Noch bin ich Herr meiner selbst!« nahm Clermont bei der Hand und verließ mit ihm die Gesellschaft.

»Was haben Sie mir zu sagen?« begann Eduard, als sie durch einige Straßen gegangen waren.

»Ich bin glücklich, Freund,« erwiderte Clermont, glücklich durch Sie! Ich erhielt heute auf dem Comptoir der Herren Venard eine Stelle, die mir Beschäftigung und meiner Schwester Unterhalt verspricht. In der Freude meines Herzens theilte ich Antonien meinen gestrigen Unfall mit. ihre stillen Seufzer waren mir ein peinlicher Vorwurf. Was ich Ihnen schon gestern geschworen, künftig nie wieder zu spielen, das versprach ich auch ihr heute. Antonie wünschte nun, meinen Retter kennen zu lernen, und ihm für seine Großmuth zu danken. Ich wußte Sie nirgends zu finden,

als in jener verderblichen Gesellschaft, und ersuche. Sie jetzt, den Wunsch meiner Schwester, der auch der meinige ist, zu erfüllen.«

Eduard suchte einige Ausflüchte, die aber der dankbare Clermont entschlossen zurückwies, und jenen nach seiner Wohnung führte.

Antonie empfing sie unter der Thüre. Sie ergriff Eduard's Hand, preßte sie mit ungestümem Feuer an ihr Herz und sprach mit bewegter Stimme: »Gottes reichster Segen kommen über Sie, edler Mann!«

Eduard versuchte es, seine Hand dem reizenden Mädchen zu entziehen, allein diese fuhr fort: »Ich weiß, was ich meinem Retter schuldig bin. Ohne Sie wäre mein Bruder ein Raub der Verzweiflung geworden, ohne Sie wäre ich meiner einzigen Stütze beraubt!«

Ich habe nur meine Pflicht gethan,« erwiderte Eduard, »eine Pflicht, die reichen Lohn gewährt, indem sie mir die Bekanntschaft einer so liebenswürdigen Schwester verschafft.«

Jetzt ließ Antonie seine Hand los, und zog sich verschämt und erröthend zurück.

»Nicht also, Schwester,« sprach, nun Clermont, »mein Freund wollte dich nicht beleidigen.«

»Ich bin erst gestern in die Stadt gekommen,« bemerkte Antonie schüchtern hinzu, und verstehe die Sprache der feinen Welt noch nicht. Lassen Sie mich daher mit wenigen aber mit herzlichen Worten Ihnen für die Rettung meines Bruders danken. Lassen Sie mich den Wunsch hinzufügen, daß auch Ihnen der Himmel einen Engel senden möge, der Sie aus gleicher Gefahr rettet.«

»O daß Sie recht hätten,« rief Eduard mit einem tiefen Seufzer aus, daß es möglich wäre; auf meinen Knien wollte ich Gott für diese Gnade danken! "

»Und warum ist es nicht möglich?« fragten Antonie und ihr Bruder zugleich.

»Fragt mich nicht,« erwiderte Eduard, begehrt es nicht zu wissen, ich kann es euch doch nicht sagen. Doch nun lebt wohl, sonst zerfleischen mich die Teufel, in deren Macht ich stehe!«

»Sie besuchen uns doch wieder?« sprach Antonie.

Eduard warf einen Blick voll Zärtlichkeit auf das blühende Mädchen, drückte ihre Hand an seine Lippen, rief dann: »Gewiß!« und eilte fort.

6.

6.»Du warst lange aus,« sprach Venati, als Eduard in die Gesellschaft zurückkam.

»Ich hatte Geschäfte«, versetzte dieser trocken,

»Mit Clermont?« fragte Venati lachend weiter.

»Allerdings!«

»Und welche, wenn ich anders mir die Freiheit nehmen darf, darum zu fragen?«.

»Das ist mein Geheimnis,« antwortete Eduard kurz.

Ein hämisches Lächeln schwebte über Venati's Angesicht. »Morgen will ich dir es sagen,« flüsterte er dann Eduard zu; dieser suchte jedoch eine Fortsetzung des Gesprächs zu vermeiden, und überreichte ihm einen Brief. Hastig flog Venati den Inhalt durch, gab ihn dann gleichgültig wieder zurück, und fuhr fort zu spielen. Eduard setzte sich verdrießlich in einen Winkel, ohne den geringsten Theil an den Vorgängen zu nehmen. Erst lange nach Mitternacht fing die Gesellschaft an, nach und nach aufzubrechen. Auch Venati ergriff seinen Hut; Eduard folgte ihm so schnell et konnte.

»Du bist mir noch die Antwort auf den Brief schuldig,« begann der Letztere.

Beantworte ihn selbst,« erwiderte Venati höhnisch.

»Ungeheuer,« rief Eduard aus, wann wirst du aufhören, mich zu quälen? Stoße mir lieber deinen Degen mitten durch's Herz, anstatt es langsam zu zerfleischen!«

»Du bist nicht klug,« versetzte Venati, »oder hast eine Flasche Champagner zu viel getrunken. Worüber beklagst du dich denn? Ich muß mich vielmehr über dich beklagen. Seit einigen Wochen fliehst du unsere Gesellschaft so eifrig, als du sie vormals gesucht. Dein ganzes Betragen verräth Unzufriedenheit. Selbst beim vollen Becher spricht Unmuth und Verbruß aus allen deiner Zügen!«

»Kann ich denn anders, wenn ich an die Zukunft denke?«

»Der Kluge lebt nur für die Gegenwart,« sprach Venati weiter.
»Vergangenheit und Zukunft sind zwei Gespenster, die der Weise

verlacht und verspottet; der Augenblick allein bietet Genuß dar; der ist ein Thor, welcher ihn verschmäht!«

So hast du mein Gewissen betäubt, mit solchem Wahn hast du mir den Frieden meiner Seele, die Ruhe und das Glück meines Lebens geraubt. Fluch dem Augenblick, in welchem ich dich kennen lernte!«

»Recht so, Undankbarer,« entgegnete Venati heftig, recht so, als du mich aber verzweiflungsvoll um Hilfe batest, als du schon an den Pforten des Gefängnisses standest, damals sprachst du anders.«

»O warum hast du mich nicht meinem Schicksal überlassen,« brach Eduard weinend aus, ich wäre schuldlos gestorben, anstatt daß ich jetzt von Reue und Schaam zerknirscht, mein elendes Dasein verwünschen muß.«

»Genug des unnützen Jammerns,« sagte Venati», muß ich dich an unsere Uebereinkunft erinnern! Treue und Gehorsam hast du mir geschworen, ohne zu klügeln, ohne zu überlegen. Entweder du gehorchst blindlings, oder ich mache meine Rechte geltend, und dann - *Gute Nacht Graf von Caerleon!*«

Hier trennten sich die beiden Männer; jeder ging nach seiner Wohnung, und legte sich mit den Verschiedenen Gefühlen, die ihren Busen durch tobten, zur Ruhe.

7.

Den andern Tag ging Edward vorsätzlich nicht zu Clermont, ob sein Herz ihn gleich gewaltsam zu Antonien zog; er fürchtete nicht mit Unrecht Venati's Kundschafter. Der schlaue Italiener unterhielt heimlich in den unteren Volksklassen fortwährend Spione, mit deren Hilfe er nicht nur die Opfer des Spieles anlockte; sondern er benützte jene Creaturen auch zu sonstigen Absichten. Liebesabenteuer waren nächst der Spielwuth sein einziger Zeitvertreib, und jene aufzusuchen scheute er weder Mühe noch Geld. Eduard zitterte bei dem Gedanken, die unschuldige, sanfte Antonie könnte in die Hände eines solchen Bösewichts gerathen. Er brachte daher den ganzen Tag zu Hause zu, schrieb einen langen Brief nach England, wobei er sich selbst oft unterbrach, und seine Thränen gewaltsam zurückdrängen mußte.

Als die Nacht anbrach, ging er in das Spielhaus. Venati kam schon an der Thüre auf ihn zu.

»Guten Abend, Freund Eduard,« redete er ihn leise an, »was macht die schöne Antonie?«

Eduard vermochte nicht zu antworten,, so sehr erschreck er bei dieser Frage. Der Furchtbare hatte also sein Geheimnis dennoch erspäht.

y »Du brauchst nicht zu erschrecken,« fuhr Venati fort, als er sah, daß die unvermuthete Entdeckung jenen so heftig ergriff. »Wie du weißt, ist es schon lange mein Wunsch, daß du dein Herz an die Rosetten der Liebe legen solltest. Glaube mir, ein Kuß von schönen Rippen kann Wunder bewirken. Vergessen wohnt zwar auch im vollen Becher, allein im Arm der Liebe liegt ein größeres, ein süßeres Glück vergraben, ein Glück, das Erd' und Himmel in sich vereint.«

»Du irrst,« fiel Eduard ein; »Antonie steht mir nicht näher, als dir. Ich sah sie erst ein einziges Mal!«

Und liebst sie schon; das ist in der Ordnung! Doch führe mich auch hin, daß ich deinen Geschmack bewundere, und mich deines Glückes freue.«

Eduard antwortete abermals nicht. Venati schien dieß für eine stumme Einwilligung zu halten, und war den ganzen Abend

ausgelassen lustig. Eduard setzte sich an den Spieltisch; das Glück schien ihm günstiger, als je; er gewann Summen über Summen, die er jedoch gleichgültig zu sich steckte. Wie gewöhnlich, ging man erst gegen Morgen auseinander.

8.

Antonien's Bild, umschwebte Eduard unaufhörlich. Seine Phantasie malte ihm das reizende Mädchen bald als seine Gemahlinn in den heimathlichen Thälern der Severne, bald wieder in den Armen eines Nebenbuhlers. Zu Hause hatte er vollends gar keine Ruhe mehr. In der Absicht, sie vor Venati's wahrscheinlichen Nachstellungen zu warnen, ging er zu ihr. Freundlich, wie an jenem Abend, empfing sie ihn. Clermont war nicht zu Hause. Er hatte heute seine Geschäfte antreten müssen, erzählte Antonie, und werde erst gegen Abend zurückkehren. Eduard blieb mehrere Stunden, während welchen er das vortreffliche Herz der Jungfrau kennen lernte. Ganz von reiner Liebe durchdrungen, sank er zu ihren Füßen, und gestand mit schüchternen Lippen die Gefühle, welche ihr erster Anblick in seinem Busen erweckt. Antonie wurde durch dieses unerwartete Geständnis so sehr überrascht, daß sie keine Worte fand, ihre Empfindungen auszudrücken. Der angenehme junge Mann hatte auf ihr unschuldiges Herz gleichfalls den vortheilhaftesten Eindruck gemacht, überdieß gesellte sich noch die Pflicht der Dankbarkeit zu jenem Gefühle, und so erwiderte sie durch eine stumme Umarmung Eduard's Geständnis.

»Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne,« rief Eduard jetzt aus; die Genien der Liebe erwachen in meinem Herzen, und scheuchen die Geister der Hölle aus dem Busen! O Antonie, wie, glücklich, wie selig machst du mich!«

»Bravo,« erschallte plötzlich eine Stimme hinter ihren, »das heiß' ich im Sturm gesiegt.«

Venati trat eben durch die Thüre.

»Was willst du hier?« sprach Eduard finster.

»Dein Liebchen sehen,« erwiderte der Italiener zwar leise, doch so, daß es Antonie hören konnte, denn du hättest mich doch wohl nicht hergeführt! Ach, allerliebste!«

»Entferne dich,« zürnte Eduard, »du mißbrauchst deine Gewalt!

Venati lachte höhnisch, entfernte sich aber doch nach einigen Besinnen.

»Wer war dieser Mensch?« fragte Antonie zitternd nach einer Pause. »Seine Gegenwart jagte mir einen solchen Schrecken ein,

daß ich kaum athmen konnte.«

Clermont's Ankunft überhob Eduard der Mühe, auf Antonien's Frage zu antworten.

»Gott sey Dank,« sprach, er, als er Eduard ansichtig wurde, »Gott sey Dank, daß Sie bei meiner Schwester sind. Unter der Thüre begegnete ich jenem Bösewicht, der mich vor einigen Tagen in die Hände der Spieler lieferte. Sein heimtückisches Lächeln ließ mich ein Unheil fürchten, und ich) glaubte für meine geliebte Schwester zittern zu müssen.«

Eduard erzählte nun Clermont, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen, wie Antonie ihr künftiges Leben an das seinige knüpfen wolle, und bat um seine brüderliche Einwilligung. Ueberrascht trat Clermont einige Schritte zurück.

»Darauf war ich nicht vorbereitet,« sagte endlich. »Mein Retter hat allerdings große Rechte an meine Dankbarkeit, und gewiß beseelt mich nur der Wunsch, jene Schuld abzutragen; allein über Antonien's Hand kann ich nicht so schnell verfügen. Sie ist elternlos; die Natur hat mich zu ihrem Beschützer gemacht, und als solcher frage ich dich, wer bist du, und was kannst du meiner Schwester für ein Loos bieten?«

Eduard drückte heftig die Hand vor seine Augen und sprach nach einer geraumen Weile, in welcher die beiden Geschwister ihn mitleidig betrachteten; »Sie sind frei, Antonie! Vergessen Sie, was ich Ihnen gelobt; auch ich will zu vergessen suchen, daß ich Sie einst sah, daß ich Sie liebenswürdig fand!«

Er wollte forteilen. Clermont hielt ihn zurück. »Hab' ich Sie beleidigt?«, fragte er in sanftem Tone. »Zürnen Sie dem Bruder, der das Wohl seiner Schwester zu begründen wünscht?«

»Nein,« antwortete Eduard, »ich grolle auf Niemand, als auf mich selbst, auf mein Schicksal, auf die Stunde, in der ich geboren worden.«

»Mein Eduard,« rief Antonie, »nicht diese Sprache. Was du auch begangen haben magst, ich liebe dich dennoch. Bist du arm, wir wollen zusammen arbeiten, du, mein Bruder und ich.«

»Womit habe ich so viele Liebe verdient,« seufzte Eduard; o daß ich ihr nicht lohnen kann, daß ich ärmer bin, als der ärmste

Bettler, der sein Brot vor den Thüren wohlthätiger Menschen suchen muß!«

»Auch wir sind nicht reich,« fuhr Clermont fort, sagen Sie sich von dem Bösewicht Venati los, und meine Schwester soll die Ihrige werden!«

»Das will ich, Bruder, bei Gott, das will ich,« rief jetzt Eduard aus. »Vor wenigen Tagen noch sah ich keine Möglichkeit vor mir, den Händen dieses Elenden zu entkommen. Antonien's Liebe, die Unschuld ihres Herzens hat mir den Muth verliehen, mich von ihm loszumachen. Jetzt trotze ich kühn seinen Drohungen, mag er mir auch die wandelbaren Güter des Zufalls nehmen, mag er alle flüchtigen Gaben der Erde an sich reißen; diesen Himmel voll Seligkeit kann er mir nimmer rauben!«

Dabei schlang er seine beiden Arme um Antonien und drückte einen brennenden Kuß auf ihre rosigen Lippen. Auch Clermont näherte sich den beiden liebenden, und theilte ihre Umarmung.

»Haben wir noch immer kein Recht auf dein Vertrauen?« sprach der Letztere endlich. »Du bist uns jetzt fein Fremder mehr. Theile und die Geschichte deines Unglücks mit, und sey Versichert, daß wir wenigstens den innigsten Antheil nehmen, wenn wir zu helfen nicht im Stande sind.«

»Wohlan,« erwiderte Eduard, lernt die Schlingen kennen, in welche die Hölle ihre Opfer lockt. - Daß England mein Geburtsland ist, habe ich euch schon erzählt. Dort an den lieblichen Ufern der Severne, im Fürstenthum Wales, erblickte ich das Licht der Welt. Meiner Jugend Zage flossen heiter und ungetrübt dahin, gleich den friedlichen Wogen, die am Schlosse meines Vaters vorüber strömten. Rechtschaffenheit und die edle Lugend des Wohlthuns machten die Familie Caerleon allgemein beliebt. In mir seht ihr den letzten Sprossen dieses einst so berühmten Geschlechts. Der Tod meines Vaters trieb mich aus England. Die Zerstreuungen einer Reife sollten meinen Schmerz vertilgen. Hier in Frankreich, dem Lande der feinen Sitten und der zarten Minne, wollte ich ein Jahr verweilen, und dann geheilt von meinen Wunden, nach Caerleon zu rückkehren. Anders wollte es mein unseliges Geschick. Der verführerische Glanz dieser Hauptstadt, meine Unbekanntschaft mit der großen Welt, brachten mich in die Hände einiger Spieler, die meine Leichtgläubigkeit benützten, und mich

nach und nach immer tiefer in ihr Netz zogen. Venati war der Teufel, welcher mein Leben vergiftete. Nicht genug, daß er mir eine bedeutende Summe Goldes abnahm, trachtete er selbst nach meinem Stammgute. In Verbindung mit einigen andern seiner Genossen machte er mich einst gänzlich betrunken, so daß ich alle meine Sinne verloren hatte. In diesem Zustande zwang er mich, mein Erbe auf einen Würfel zu setzen. Ich Unglücklicher verlor Ehre und Namen! Den andern Tag konnte ich mich des Vorfalles durchaus nicht mehr erinnern, allein Venati zeigte mir eine Verschreibung, in welcher ich allen Rechten und Ansprüchen auf die sämtlichen Güter von Caerleon entsagt, und sie dem Besitzer dieser Schrift übertragen hatte. Jetzt gingen mir die Augen auf; mit Entsetzen sah ich den fürchterlichen Abgrund zu meinen Füßen geöffnet. Ohne Freund, ohne Hilfe, ohne Rettung stand ich am Grabe meiner liebsten Hoffnungen. Was mir goldene Träume einst vorgespiegelt, was Erinnerung und Hoffnung längst in meine Seele gestreut, war vernichtet, mit einem Schlage unwiederbringlich vernichtet. Regungslos starrte ich lange auf das Papier, doch der unheimliche Namenszug wollte nicht von dem Blatte verschwinden.

»Was bewegt dich so?« sprach Venati endlich. »Du kannst noch fragen?« erwiderte ich, ihm das Blatt zurückgebend. »Nun, lass' dich das nicht anfechten,« fuhr er fort, »du sollst nach wie vor in Besitze deiner Rechte bleiben. Uebrigens brauchst du Niemand etwas davon zu sagen; zu seiner Zeit empfängst du dieses Papier zurück. In meinen Händen ist es doch sicherer aufgehoben, als in den deinigen; drum kümmere dich nicht fürder. Genieße das Leben, und wenn es dir an Gelde mangelt, so wirst du, meine Börse stets zu deinen Diensten finden.« Eine so zweideutige Versicherung konnte mich indessen nicht beruhigen; denn öfter als früher hatte ich jetzt Gelegenheit, Venati's heimtückische Gemüthsart und Falschheit kennen zu lernen. Ich wollte mich aus der Gesellschaft jener Bösewichter zurückziehen, aber Venati bemerkte dieß kaum, als er nur plötzlich mit seinen wahren Absichten hervortrat, und mich versicherte: wenn ich dieß wagen sollte, würde er augenblicklich von seinen Rechten über mich Gebrauch machen. So schreckte er mich jedesmal ab, so oft ich umkehren, und den Weg der Tugend wieder betreten wollte.

Unglaublich ist die Macht des Bösen, immer wachsen seine Schwingen, bis es zuletzt unsinniger Weise, von Wahn bethört, den Flug zum Himmel wagen will, und dann in die ewige Verdammnis hinabgeschleudert wird. Ich sah' mein Vergehen ein, ich fühlte: meine Schande, und doch besaß ich nicht den Muth, die Ketten zu zerreißen, die mich an das Laster fesselten. Jetzt aber will ich es: Antonien's Liebe gab mir Kraft, dem Verführer zu trotzen. Morgen sag ich mich auf ewig von Venati los; mag er dann auch immerhin seine Ansprüche auf die Güter des Grafen von Caerleon geltend machen, Eduard wird glücklich seyn in Antonien's Liebe, und seine befleckte Ehre vor den Augen der Welt reinigen.«

9.

Clermont und seine Schwester hatten während Eduard's Erzählung stillschweigend die innigste Theilnahme ausgedrückt. Jetzt baten sie ihn, seinem Vorsatze treu zu bleiben, und ernstlich seine Besserung zu versuchen. Unter Entwertung verschiedener Pläne für die Zukunft ging der Abend rasch vorüber. Eduard kehrte in seine Wohnung zurück, von welcher aus er am andern Morgen Venati seinen Entschluß schriftlich kund that, ohne jedoch die Ursache desselben anzugeben. Nach Verfluß einer kleinen Stunde tobte Venati schon daher. Ein heftiges Gespräch begann nun, in welchem dieser die furchtbarsten Drohungen gegen Eduard aussprach. »Weißt du nicht,« rief der Italiener wild, daß dein ganzes Schicksal in meiner Hand liegt? Wenn ich gegen dich aufträte, bist du rettungslos verloren. Du kannst dich nicht von mir lossagen, du darfst nicht.«

»Sage, was du willst,« entgegnete Eduard», mein Entschluß ist gefaßt. Es ist der Entschluß eines Mannes, und ich werde ihn auszuführen wissen.«

»Und ich werde ihn zu verhindern wissen!« sprach Venati. »Lass' sehen, wer von uns Beiden am meisten vermag.«

Mit diesen Worten eilte er von dannen. Eduard brachte schnell seine Angelegenheiten in Ordnung. Die Summen, welche er neulich gewonnen, aber damals kaum beachtet hatte, wurden nun von ihm untersucht. Er fand etwas über fünfzigtausend Franken. Einige andere Sachen von Werth nahm er gleichfalls mit sich, und eilte zu Antonien. Unverzüglich ließ er Clermont rufen. Als dieser kam, erzählte er ihm die eben vorgefallenen Auftritte mit Venati, und verheimlichte seine Furcht vor der Rache des Bösewichts nicht.«

Meine Person,« schloß er, »mag sein Haß immer treffen. Aber ich zittre bei dem Gedanken, der Schändliche möchte seine Rache auch auf deine unschuldige Schwester ausdehnen. Kein Mittel ist ihm zu niedrig, um eine ehrlose Absicht auszuführen; wenn es gilt, die Jugend zu morden, ist er ein Gott im Erfinden.«

»Du hast recht,« erwiderte Clermont nachdenkend, »das wehrlose Lamm dürfen wir der Willkühr eines frechen Räubers

nicht Preis geben. Allein auf welche Art können wir Antonien vor ihm beschützen?»

»Nur indem wir sie so heimlich als möglich verbergen,« entgegnete Eduard. »Priestersegen soll uns vereinigen. In der tiefsten Abgeschiedenheit leben wir dann, bis ein günstiger Zufall unser Loos ändert, und wir unser Glück vor den Augen der Welt bekennen dürfen.«.

Clermont billigte diesen Anschlag. In Aller Stille wurden Eduard und Antonie getraut, und noch an demselben Tage verließen sie Paris, Eduard überreichte seiner jungen Gattinn einen Brautschmuck von kostbaren Steinen. Unter andern beschenkte er sie mit einem Kreuze von Diamanten, auf dessen einer Seite sich die verschlungenen Buchstaben E. und A, befanden. Wenige Stunden von Paris entfernt, mietheten sie ein kleines abgelegenes Landhaus mit einem angrenzenden Gärtchen, worin sie die Flitterwochen ihrer Ehe in ungetrübtem und ungestörten Frieden zubrachten. Clermont besuchte sie gewöhnlich an den Sonntagen; er war der einzige Zeuge ihres stillen Glücks, ihrer reinsten Seligkeit.

10.

Ueber zwei Monate schwammen sie so in Wonne. Eines Tages entstand ein ungewöhnliches Geräusch vor dem Hause.

»Um Gotteswillen,« rief ein herbeieilender Diener, »Gensd'armen besetzen das Haus.«

Eduard wollte sich eben nach der Ursache erkundigen, als ein Gensd'armerie-Officier, in Begleitung Venatis eintrat, und Eduard ankündigte, daß er Befehl habe, ihn unverzüglich nach der Bastille zu bringen.

»Und warum?« fragte Eduard erschrocken.

»Sie sind angeklagt, ein Spion Englands zu seyn,« antwortete der Offizier kurz; »folgen Sie mir deßhalb sogleich!«

»Ha, Teufel, das ist dein Werk!« rief Eduard mit einem Blick auf Venati, der höhnisch lächelnd unter der Thür stand, und sich an dem Auftritte weidete.

Antonie wollte ihrem Gatten folgen; allein der Offizier gab dies nicht zu, sondern entschuldigte sich mit seiner Ordre.

Wie?« sprach Eduard, soll ich mein unglückliches Weib der Willkühr eines schändlichen Buben überlassen?«

»Hüten Sie Ihre Zunge, mein Herr,« sagte Venati dazwischen.

»Beruhigen Sie sich über das Schicksal Ihrer Gemahlinn,« versetzte der Offizier, »einige meiner Leute werden bis auf weitem Befehl ohnedies Ihr Eigenthum bewachen. Sind Sie unschuldig, so haben Sie nichts zu befürchten; ist aber Ihr Verbrechen gegründet, so sehen Sie Ihre Gattinn nie wieder.«

»Leb' wohl, Antonie; wir sehen uns bald wieder!« rief Eduard, und folgte den Gensd'armen.

Venati schlug ein gellendes Gelächter auf, verließ dann das Landhaus gleichfalls, und kehrte nach der Stadt zurück.

11.

Ueber fünfzehn Jahre mußte Eduard im Kerker zu Paris schmachten. Durch welches Mittel es Venati gelungen war, die Unschuld seines Feindes so lange geheim zu halten, ist nicht bekannt. Wenn man aber den unversöhnlichen Haß bedenkt, welchen beide Nationen seit undenklichen Zeiten gegen einander hegen, so erscheint ein solches Verfahren weniger unglaublich. Der geringste Schein von Verdacht reichte in Frankreich hin, einen britischen Inselbewohner auf lange einzukerkern. Eduard mußte diese traurige Wahrheit empfinden. Die Reue über das leichtsinnige Leben, welches er einige Jahre geführt hatte, faßte ihn im Kerker. Er nahm diese Strafe für einen Zorn des Himmels, und duldete die lange Marter standhaft und geduldig.

Die Ernennung eines neuen Gouverneurs verschaffte ihm die Freiheit. Alle Gefängnisse wurden untersucht, eine Menge Unschuldiger schmachtete in der Bastille; jetzt wurden sie Alle freigesprochen.

Eduard eilte, kaum in Freiheit, nach seiner ehemaligen Wohnung, dem Landhause. Fremde Menschen bewohnten es. Er zögerte nicht, an allen Orten, wo er ehemals mit Venati gewesen war, nach demselben zu forschen. Denn von diesem allein glaubte er Kunde von seinen lieben erhalten zu können. Lange war Alles umsonst. Endlich kam er einem Gerücht auf die Spur, welches aussagte: Venati habe schon vor Jahren wieder in einem Anfalle von Wuth einen seiner sogenannten Freunde ermordet, und sey deßhalb entflohen. Wohin er aber seine Schritte gewendet, konnte Eduard nirgends erfahren, ja er vermochte selbst über jene dunkle Sagen keine Gewißheit zu erhalten. lange wanderte er in der Gegend umher. Keine Spur von Antonien und ihrem Bruder krönte sein Bemühen.

12.

Hubert, dessen Bekanntschaft unsere Leser schon im Eingange gemacht haben, kehrte eines Abends von der Arbeit nach Hause zurück. Sein Weg führte ihn an der kleinen Kirche vorüber, in welcher die Ueberreste des Grafen von Caerleon ruhten. Er konnte nie an der Kirche vorbeigehen, ohne sich jedesmal des Vorganges zu erinnern, welcher ihm den Tod des ehemaligen Herrn verkündet hatte. Er pflegte dann seine Schritte immer zu beschleunigen, und wollte auch heute rasch an dem verhängnisvollen Orte vorüber eilen, da es schon ziemlich dunkel zu werden anfang. Nahe bei der Thüre der Kirche stand jedoch ein Mann, den breiten Hut tief in das Gesicht gedrückt, und den ganzen Körper mit einem weitem Mantel bedeckt. Als Hubert ihn ansichtig ward, verdoppelte er seine Schritte, doch der Fremde trat ihm in den Weg, und fragte mit sanfter, wehmüthiger Stimme, ob er nicht in der Nähe ein Nachtlager bekommen könnte.

»Wenn Ihr in's Wirthshaus wollt,« antwortete Hubert durch den sanften Ton des fremden Mannes etwas treuherzig gemacht, wo habt Ihr beinahe noch zwei Stunden Weges zu gehen, und die Nacht bricht schon im Thale an. Wenn Ihr aber ein ehrlicher Mann seyd, so kann ich Euch ein Obdach und ein kleines Abendbrot anbieten. Aber ehrlich müßt Ihr seyn, das sage ich Euch; denn meine Ally ist gar furchtsam, ob sie sich gleich immer stellt, als fürchte sie den Teufel nicht!«

»Ich werde Euch nichts Böses zufügen,« versicherte der Unbekannte, im Gegentheile, ich, bin Euch sehr dankbar für Eure Güte.«

»Laßt das;« erwiderte Hubert, »in meiner Hütte wohnt die Gastfreundschaft. Der Himmel hat mich so ziemlich mit irdischen Gütern gesegnet, und da bin ich denn auch nicht lässig, Gutes zu thun, und zu helfen wo ich kann!«

»Habt Ihr Kinder?« fragte der Fremde nach einer kleinen Pause weiter.

Zwei Knaben, Herr, und ein Mädchen, das so zu sagen auch mein Kind ist.«

»Wie soll ich diese Antwort verstehen?«

»Ja, seht, Lilla ist eigentlich, nicht meine Tochter, sondern – aber die Geschichte ist zu lang, ich will sie Euch lieber zu Hause erzählen; denn wenn ich auf meine Lilla zu reden komme, so werde ich gar nimmer fertig. Seit das Mädchen in meinem Hause ist, kommt es mir doch vor, als wohne ein Engel unter uns, so lieb und schön und gut ist sie. Na, wir tragen sie aber auch alle auf den Händen. Meine beiden Jungen besonders, die sollt Ihr sehen, Herr, wie stolz die sind, wenn sie Lilla zum Tanze führen dürfen!«

»Da werdet Ihr sie wohl bald zu Eurer wirklichen Tochter machen,« meinte der Fremde.

»Wie versteht Ihr dieß?« erwiderte Hubert.

»Nun,« versetzte jener, »Ihr gebt sie einem von Euren Söhnen zur Frau.«

»Warum nicht gar?« fuhr Hubert auf; da müßte ich ja sammt meinen Jungen toll, seyn. Das Mädchen ist wenigstens eine Prinzessinn. - Aber da kommen wir an meine Hütte. Nun sollt Ihr sehen, was Lilla für ein allerliebstes Geschöpf ist. Ihr mögt wohl weit in der Welt herumgekommen seyn, und manches Schöne gesehen haben, aber das Versichere ich Euch, eine zweite Lilla gibt es nirgends.«

Bei diesen Worten gingen sie in's Haus.

13.

Ein junges Mädchen, von etwa sechzehn Jahren, einen großen, angezündeten Kienspahn in der Hand, kam ihnen entgegen gehüpft; der Anblick eines fremden Mannes aber hemmte den weitem Ausbruch ihrer Freude, und verlegen erröthens trat sie zurück.

»Komm nur immer näher, Lilla,« rief Hubert», der Herr ist ein Freund der Fröhlichkeit, heiße ihn willkommen und sage dann der Mutter, sie soll ein gutes Abendbrot für unsern Gast besorgen!«

Der Fremde wurde sonderbar bewegt bei dem Anblick des Mädchens. Nicht ihre Schönheit war es, die ihn anzog, nein, ein unbekanntes, tief in der Seele wohnendes Gefühl zog ihn unwiderstehlich zu Lilla; er drückte einen Kuß auf die Stirn des holden Geschöpfes, welches sich hierauf noch verlegener als zuvor entfernte.

Jetzt kam Ally. »Guten Abend, Vater,« sprach sie unter der Thüre; »ich höre, du bringst uns einen Gast mit?«

»Ja,« versetzte Hubert entschuldigend», der Herr wollte noch in's Wirthshaus gehen. Aber es ist ja schon zu dunkel draußen, daß man kaum mehr die Hand vor den Augen sieht. Da habe ich ihm denn bei uns ein Nachtlager angeboten, und hoffe, du wirst nicht böse darüber seyn.«

»Warum nicht gar böse?« rief Ally; »wenn man dich so reden hört, muß man denken, ich kenne die schöne Pflicht der Gastfreundschaft nicht.«

»Nein, das nicht, aber sieh nur, Mutter –

»I, so plaudere, du ewiger Schwätzer,« unterbrach ihn Ally, der Herr wird müde und hungrig seyn. Geh hinauf in die Kammer, bereite dort ein bequemes Lager für den Gast; indessen will ich hier Anstalten zum Abendbrot machen.«

»Na, ihr entschuldigt ein Paar Augenblick,« sagte Hubert zu seinem Gaste, ich bin gleich wieder hier.«

Indessen trat der Fremde an ein Fenster, welches gerade die Aussicht auf die Herrenburg gewährte. Schweigend sah er lange hinüber; die Wehmuth, welche auf seinem Angesichte lag,

vergrößerte sich zusehends, endlich rollte eine Thräne über die gebräunte Wange; mit einem tiefen Seufzer wandte er sich vom Fenster weg. Ally, die im Hintergrunde der Stube beschäftigt war, den Tisch in Ordnung zu bringen, sah ihm mit wachsendem Befremden an.

»Was fehlt Euch, Herr?« begann sie jetzt voll Theilnahme in ihren Geschäften innehaltend.

161

Der Fremde sah sie einen Augenblick an, schüttelte dann sein Haupt, und wandte sich schmerzlich ab.

»Seyd Ihr krank, lieber Herr?« fuhr Ally noch theilnehmender fort.

»Nein,« sprach endlich der Unbekannte, wes wird schon vorübergehen. Der Anblick dieses Schlosses hat Erinnerungen in mir erweckt, die mich schmerzlich ergreifen.«

»Ja, geht es uns denn besser?« erwiderte Ally, so ein prächtiges, königliches Gebäude, und nicht bewohnt.«

»Nicht bewohnt?« fragte der Fremde neugierig weiter.

»So gut, als nicht bewohnt«; antwortete Ally. »Unser Herr Graf, den Namen, weiß ich Euch nicht zu sagen, bewohnt es allein mit einem einzigen Diener und dem Verwalter Richard. Niemand hat ihn noch gesehen, ausgenommen Richard, durch den er sich auch immer die Einkünfte überreichen läßt.«

»Und der Graf wohnt schon lange hier?«

»Zwei Jahre mögen es ungefähr seyn,« versetzte Ally, es muß ein recht menschenfeindlicher Herr seyn; denn Niemand im ganzen Thale hat noch eine Wohlthat von ihm empfangen. Ach, wenn ich da an unsere vorigen Herren denke, oder gar an das, was mein Vater und Großvater von den guten Grafen Caerleon erzählten; ich muß dann immer weinen. In jede Hütte sollen sie gekommen seyn, jeden Unglücklichen getröstet haben; da wurde fein Fest im Thale gefeiert, bei welchem der wackere Herr nicht erschien, und alle mit seiner Gegenwart erfreute.«

»Und wie kommt es denn, daß dieß nicht mehr so ist?« jagte der Fremde, kaum im Stande seine innere Bewegung zu verbergen.

»Ach, die Zeiten haben sich gewaltig geändert; ich kann Euch freilich nur wenig davon erzählen.«

»Erzählt, gute Frau, erzählt,« rief der Fremde drängend.«

»Was ich weiß,« begann Ally, »hat uns Richard vertraut. Dieser war der Schloßverwalter der ehemaligen Grafen von Caerleon, und als Sir Eduard, der einzige Sohn deß verstorbenen Grafen, eine Reise nach dem Festlande machte, ernannte ihn jener zum Aufseher über alle Güter. Nach Verfluß eines Jahres hatte Sir Eduard wieder zu uns zurückzukehren versprochen; es dauerte jedoch beinahe drei Jahre: Sir Eduard kam immer nicht. Richard mußte bedeutende Summen Geldes nach Paris, wo sich der junge Graf aufhielt, schicken. Endlich kam ein Brief, der die Nachricht überbrachte, daß Sir Eduard sich vermählt habe, und in kurzem mit seiner Gattin in unserer Mitte seyn werde, Alle freuten wir uns herzlich auf diesen festlichen Tag; Richard ordnete schon an, auf welche Art das hohe Paar empfangen werden müsse, wie das Schloß am prächtigsten geschmückt werden könne, und dergleichen mehr. Allein wer schildert unsere Betrübnis, als Richard eines Tages mit einem fremden Herrn erschien, der alle Besitzungen des Thales in Augenschein nahm, und als sich zugleich die Sage verbreitete: wir bekämen einen neuen Gebieter, und Richard's Begleiter sey dessen Bevollmächtigter. Kein Auge blieb thränenleer. Der Fremde reiste zwar bald wieder ab, allein nur, um seinem Herrn zu verkünden, daß die sämtlichen Güter sich im vortheilhaftesten Zustande befänden. Richard blieb wie zuvor der Verwalter auf dem Schlosse; allein weder er, noch sonst Jemand aus der Nachbarschaft hat je in Erfahrung gebracht, auf welche Art wir um unsern Herrn gekommen sind. Auch wissen wir bis heute noch nicht, ob Sir Eduard gestorben, oder was sonst aus ihm geworden ist; es wird nicht viel an zwanzig Jahren fehlen, seitdem er Caerleon verlassen hat. Richard meint zwar immer, unser guter Herr werde noch einmal zurückkommen, und auch mein Mann sagt oft: der Verwalter hat recht, unser Herr Graf wird seine Kinder nicht ewig verlassen!«

»Ihr hattet also den Grafen Eduard einst lieb?« sagte der Fremde, mit ungewöhnlicher Rührung Ally's Hand ergreifend.

»Recht lieb,« versetzte das biedere Weib; »war er doch der Sohn eines Mannes, der uns Allen Freund und Vater gewesen.«

»Doch Ihr wolltet mir ja auch von Eurem jetzigen Herrn erzählen,« sprach der Fremde endlich, um seine Bewegung zu verbergen.

»Von unserem jetzigen Herrn?« wiederholte Ally verdrießlich. Was soll ich Euch von dem sagen? Seit den zwei Jahren, die er jetzt auf dem Schlosse wohnt, hat er es niemals verlassen. Bisweilen hört man einen fürchterlichen Lärm im Schlosse, und doch versichert Richard, daß sich kein menschliches Wesen, als unser Herr und dessen Diener darin aufhalte. Als ob die Hölle losgelassen wäre, lärmt und brüllt es dann durch die öden Hallen; mancher Thalbewohner hat schon deutlich schießen gehört, und keiner will sich darum des Nachts dem Schlosse nähern. Mein Mann behauptet überdieß noch, er habe einmal eine weiße Gestalt am Fenster gesehen, die ihm freundlich zugenickt, und der alte Richard, dem er es erzählte, antwortete keine Sylbe darauf, sondern wischte sich eine Thräne aus dem Auge. So finster und unheimlich das Schloß auch jetzt aussieht, so ist es doch von Zeit zu Zeit prächtig erleuchtet; dann macht es aber einen noch weit unheimlichern Eindruck, zumal da man weiß, daß keine menschlichen Wesen dort wohnen, und der Schloßherr entweder allein durch die Gemächer wüthet, oder gar höllische Geister dort hausen. Ohne Zweifel hat er in seinem Leben schon manches Verbrechen begangen, weßhalb er auch nirgends Ruhe finden kann.«

»Ich stehe am Ziel meines Strebens,« sprach der Fremde jetzt für sich; »es ist Venati, kein Zweifel bleibt mir übrig.«

14.

»Na, jetzt hab' ich ein allerliebstes weiches Lager bereitet«, rief Hubert eintretend, »aber nun, Ally, Sorge auch, daß wir unser Abendbrot verzehren können, denn mich hungert gewaltig.«

Lilla kam, einen herrlich duftenden Hirschbraten hereintragend; die beiden Söhne Huberts folgten, der eine mit einem großen Stück Käse, der andere mit einigen Weizenbrotten belastet. Der Fremde schenkte diesen Gerichten wenig Aufmerksamkeit; sein Auge war auf die holde Lilla gerichtet, denn ihm gegenüber hatte ihr Ally seinen Platz angewiesen. Auch das Mädchen wurde seltsam bewegt, durch das unaufhörliche Betrachten des Fremden, und Hubert und seine Frau wußten zuletzt nicht mehr, wie sie sich das Betragen desselben erklären sollten.

»Ihr genießt ja gar nichts, lieber Herr,« nahm endlich Ally das Wort.

»Ja,« setzte Hubert hinzu, »und meine Frau nimmt dergleichen übel. Seht, bloß damit sie immer freundlich gegen mich ist, gebe ich meinen Zähnen so viele Arbeit, und Ihr verschmähst das kleine Mahl gänzlich.«

»Verzeiht mir,« entgegnete der Fremde, dieses Mädchen erregt meine ganze Aufmerksamkeit. Schon auf dem Wege hierher wolltet Ihr mir von Eurer Pflgetochter erzählen, dringend bitte ich Euch jetzt, theilt mir Alles mit, was Ihr von ihren früheren Schicksalen wißt. O mehr als Ihr glaubt und ahnt, hängt davon ab!«

»Es mögen nun ungefähr zwölf Jahre seyn,« begann Hubert, als ich eines Abends mit Ally am Kamine saß. Unsere beiden Kleinen hatten wir schon schlafen gelegt; wir plauderten eben von vergangenen Zeiten, von dem Grafen Eduard, und wo er wohl seyn möge. Der Decembersturm sauste brummend an unserer Hütte vor: über, der Regen fiel in dichten Strömen herab, die Wasser der Severne rauschten wild daher, und vermehrten das allgemeine Toben. Da pochte es mit einem Male gewaltig an unsere Thüre. Ich glaubte, die Hütte sey eingefallen, und stürzte halbtobt zu Boden. Zitternd vor Angst lag ich einige Minuten auf der Erde; als aber gleich, nachher Alles wieder ruhig wurde, raffte

ich mich auf. Mein Muth, meine Unerschrockenheit bei dergleichen Gefahren kehrte zurück, und von Ally begleitet, öffnete ich die Thüre. Kein Mensch war weit und breit zu sehen; doch unter dem Schoppen, der sich noch vor der Hütte befindet, stand ein großer, bedeckter Korb. »Gib acht,« sagte ich zu Ally, »der Himmel sendet uns da ein unvermuthetes Geschenk.« Wir trugen den Korb, der sehr schwer war, in die Wohnstube, und lösten die Decke vorsichtig ab. Doch wie groß war unsere Ueberraschung, als wir ein schlafendes Kind in demselben erblickten. Schneeweiße Kissen hüllten die zarten Glieder ein; um den Hals hing eine prächtige Perlenkette, woran sich ein Kreuz befand.«

»Ein Kreuz?« wiederholte der Fremde.

»Ja, von Edelsteinen,« fuhr Hubert fort, »ich will es Euch nachher zeigen. Auf seiner Brust aber lag dieser Brief, den ich Euch wörtlich mittheilen will.«

Er ging an einen kleinen Schrank, öffnete denselben, nahm aus einer ledernen Briefftasche ein zusammengelegtes Papier heraus, entfaltete es sorgfältig, und las dem Fremden Folgendes vor:

»Eine unglückliche Mutter reist das Vertrauen in zwei redliche Leute, daß sie ihrem Kinde eine Freistätte nicht versagen werden. Verfolgt von einem grausamen Feinde, der meinen Gatten mir entriß, und einen Bruder ermordete, floh ich in dieses Land, wo ich vielleicht auch nicht sicher vor feiner Rache seyn werde. Nur indem ich mich von meinem Kinde, dem theuern Pfande inniger Zärtlichkeit, trenne, hoffe ich, seinen Nachstellungen entgehen zu können. Vertretet Ihr Mutterstelle an der Kleinen, und des Himmels Segen wird. Euch gewiß dafür zu Theil werden, wenn ich Eure Güte auf dieser Welt nicht mehr belohnen kann. Dürfte ich Euch sagen, wem dieses Kind sein Leben verdankt, dürfte ich Euch den Namen seines Vaters nennen, Ihr würdet gewiß die Stunde segnen, welche es in Eure Hätte gebracht. Allein Ihr könntet das Geheimnis unvorsichtiger Weise verrathen, und nicht allein das Wohl meines Kindes, sondern auch selbst Euer Leben könnte ein Opfer jenes Bösewichts werden. Erfahret daher nur so viel, daß es die Erbin ansehnlicher Güter, die Tochter vornehmer Aeltern ist. Suchet aber auch dieses vor Jedermann geheim zu halten; gebet sie für das Kind Eurer Verwandten

aus, aber pfleget und wartet sie sorgfältig. Nur dann kann eine Mutter ohne Bangen dem Zeitpunkte entgegen sehen, der sie wieder mit ihren Lieben vereinen, und den Frevel eines tückischen Räubers enthüllen wird.«.

»Gebt mir den Brief,« sprach der Fremde, nachdem Hubert geendet. Kaum hatte er einen Blick in das Blatt geworfen, als er dasselbe schon ungestüm an seine Lippen drückte. »Es sind die Schriftzüge meiner theuern Antonie,« rief er weinend aus; Lilla, du bist meine Tochter!«

Diese unvermuthete Entdeckung überraschte die ganze Familie nicht wenig. Hubert ließ vor Schrecken den Becher, welchen er eben zur Erholung von dem langen, Reden zum Munde führen wollte, auf den Boden fallen. Ally wiederholte des Fremden Worte: »Eure Tochter!« Lilla blickte zitternd auf den Gast, welcher mit geöffneten Armen dem Kusse seines Kindes entgegen sah.

»Ja du bist meine Tochter,« fuhr er endlich fort, »fühl es an dem Pochen meines Herzens, an der heißen Thräne, die über meine Wange fließt. Gott, im Staube dank' ich dir; nicht fremd, nicht allein steh' ich mehr in deiner Welt, mein Kind wird den Abend meines Lebens mir erheitern, ich bin reich, ich bin glücklich, ich bin Vater!.«

15.

Als die ersten stürmischen Bewegungen vorüber waren, brachte Hubert das Kreuz herbei, welches er, wie er schon früher erzählte, um Lilla's Hals gefunden hatte.

»Ja,« rief der Fremde von neuem, »es ist der Brautschmuck deiner Mutter; seht her, die verschlungenen Buchstaben A. und E.; Antonie und Eduard: ich bin der Graf von Caerleon.«

»Unser Herr, unser theurer Gebieter,« sprach Hubert voll Entzücken, indem er sammt seiner Familie zu Eduard's Füßen stürzte, und dessen Hände mit Thränen benetzte. Der Graf hob Alle freundlich vom Boden auf, und dankte ihnen für ihre Anhänglichkeit.

»Da ist ja unsere Lilla,« sagte jetzt Hubert ganz erstaunt

»Eure rechtmäßige Herrin, die Erbin von Caerleon,« versetzte Eduard. »Der Räuber, den Lilla's Mutter unsern Feind und Verfolger nennt, ist kein anderer, als der Bösewicht, welcher auf dem Schlosse haust. Doch seiner Sünden Maaß ist voll; ich will ihn zur Rechenschaft, zur verdienten Strafe ziehen. Ach, wie gerne wollte ich ihm aber verzeihen, wenn ich den Besitz meiner theuern Antonie damit erkaufen könnte.«

»Was wird der Verwalter für eine Freude haben,« bemerkte Ally, »wenn er den so lange todt geglaubten Herrn wieder findet!«

Höre Ally, was meinst du,« flüsterte Hubert seiner Frau zu, während dessen Eduard seine Tochter lieb kostete, wenn ich heute noch zu Richard auf das Schloß ginge, und ihm die frohe Botschaft überbrachte; es ist zwar Nacht, und du weißt, die Nacht ist keines Menschen Freund, aber dem Herrn Grafen zu gefallen -«

»Du hast recht, Alter, geh hinauf, und sage dem wackern Richard, er soll Theil an unserer Freude nehmen, aber hüte dich, daß sonst Jemand auf dem Schlosse etwas von der Ankunft des Herrn Grafen merke.«

»Lass mich nur machen,« erwiderte Hubert, »lass mich nur machen; du kennst mich ja. - Aber was meinst du, soll ich nicht die beiden Burschen mitnehmen?«

»Ach warum nicht gar,« sagte Ally, »ist deine Herzhaftigkeit schon wieder vorüber; schäme dich, so furchtsam zu seyn!«

»Ich geh' ja schon,« brummte Hubert, die Laterne im Winkel herbeiholend, das Licht will aber heute auch gar nicht brennen.«

»Ja, ja, ich sehe schon, ich muß dir helfen«! sprach Ally, die Laterne anzündend, »so, jetzt geh, und komm bald wieder!«,

»Ach ja,« seufzte Hubert, die Hütte verlassend; an der Thüre kehrte er noch einmal um, und flüsterte seiner Frau heimlich zu:
»Höre Ally, bete unterdessen für mich!«

16.

Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde kehrte Hubert mit dem alten Richard zurück.

Der Greis weinte Freudenthränen zu den Füßen seines geliebten Herrn. Eduard hob ihn auf, schloß ihn in seine Arme, und nannte ihn seinen liebsten Freund.

»Ja,« sprach Richard, »Jetzt will ich gerne sterben; ist mir doch vor meinem Ende noch die Freude zu Theil geworden, meinen rechtmäßigen Herrn wieder zu sehen. Bloß der Gedanke, die Hoffnung, Euch vielleicht nützlich werden zu können, hat mich am leben erhalten. Diese alten Augen hätten sich längst geschlossen, wenn der Himmel mir nicht wunderbare Kraft geschenkt hätte!«

»Guter Richard,« versetzte der Graf, »ich danke dir für deine Liebe. Aber nun sage mir, wer besitzt meine Güter? Ist es der Bösewicht, welcher mir einst Freiheit und Ehre geraubt?«

»Wenn Ihr Signor Venati meint, so ist er es!«

»Ja, so nennt sich das Ungeheuer, welches mein Leben vergiftete, und mir tausendfaches Ungemach zufügte.«

»Euch und vielen Andern,« erwiderte Richard. »Auch ich empfang manches harte Wort von ihm; wenn seine böse Laune, ich möchte sagen sein böser Geist, über ihn kam, so konnte es kein lebendes Wesen in seiner Nähe aushalten. Gräßlich heulend in völligem Wahnsinn raste er dann durch die öden Gemächer. Alle Gewehre brannte er los, indem er schrie: »der Todte will mich morden! Hilfe! Hilfe!« Einmal versuchte ich es, mich ihm in diesem Zustande zu nähern, doch beinahe hätte ich diese Kühnheit mit meinem Leben bezahlt. Denn kaum wurde er mich gewahr, als er schon sein Gewehr auf mich anlegte; hart an meinem Ohr piff die Kugel vorbei. Schleunige Flucht rettete mich allein.«

Und wer wohnt sonst noch auf dem Schlosse?« fragte Eduard.

»Niemand als sein Diener Leonardo,« antwortete Richard, und eine Frau, die er Signora nennt.«

»Eine Frau?« wiederholte der Graf, »jung, schön?«

»Von mittleren Jahren. Die Spuren des Grams haben ihre Züge gebleicht, und Thränen, den Glanz ihrer Augen ausgelöscht. Das

arme Wesen ist mehr zu bedauern, als Leonardo und ich, denn unser Gebieter behandelt sie mit unerhörter Grausamkeit. Wie es mir scheint, will er sie mit Gewalt zwingen, ihm ihre Hand zu reichen, und die Signora verabscheut ihn doch mehr als die Sünde. In einem abgelegenen Theil des Schlosses, und in einem Gemache, dessen Schlüssel Venati allein besitzt, vertrauert sie ihr einsames Leben. Weder Leonardo, noch ich, dürfen uns ihr nähern; bloß vom Fenster aus sah ich sie hinter ihren Eisenstäben, und an der Thüre habe ich manchmal gelauscht, wenn ihr lautes Weinen durch die Hallen des Schlosses drang. »Soll ich euch denn nimmer wieder sehen, mein Gatte und mein Kind?« jammerte sie dann, daß mir das Herz hätte brechen mögen. Einmal hörte ich sie sogar mitten in ihren Klagen den Namen »Eduard!« ausrufen. Erschrocken floh ich, in der Meinung, die Geister des Schlosses hätten ihrem Herrn gerufen.«

»Genug,« sprach der Graf, »die Gefangene ist meine Gattinn, und Lilla's Mutter. Folgt mir, laßt uns heute noch die Ketten der Armen brechen; es gilt mein Leben für das ihrige!«

Eilend stürzte er fort nach dein Schlosse; Richard und Lilla folgten. Hubert, so ängstlich er auch sonst war, ergriff schnell eine schwere Holzaxt, und eilte den Andern nach. Ally aber, die Besonnenste von ihnen, sandte ihre Söhne in die benachbarten Hütten, um den Dorfbewohnern die Ankunft ihres rechtmäßigen Herrn zu verkünden, und im Falle der Noth Hilfe bei der Hand zu haben.

17.

Richard führte die kleine Gesellschaft ohne Geräusch durch den Haupt-Eingang des Schlosses. Alle Fenster waren dunkel, bloß, in dem Gemache, von welchem der Verwalter sagte, daß sich die fremde Dame darin befinde, brannte ein Licht. Eine drohende Stimme schien gerade aus jenem Zimmer zu kommen; um so mehr eilte Eduard, die Gefangene von ihrem Peiniger zu erlösen. Gewaltsam stieß er die Thüre jenes Gemaches auf. Venati stand mit gezücktem Dolche vor Antonien. Kaum erblickte jener die Eintretenden, als er mit einem wilden Schrei den Dolch zu Boden fallen ließ, und unter fürchterlichem Weherufen aus dem Zimmer eilte. Eduard fing die ohnmächtige Antonie in seinen Armen auf. Lilla umfaste sie von der andern Seite; Hubert wußte nicht, ob er bleiben, oder dem fliehenden Venati folgen sollte.

Dieser wollte in seiner Verzweiflung eben aus den Thoren des Schlosse treten. Da vernahm er von unten die Stimmen der nahenden Dorfbewohner. Zu gleicher Zeit ertönte die Glocke von der kleinen Kirche herab, welche gewöhnlich die ganze Umgegend zu einem außerordentlichen Vorfall zusammenrief. Fackeln bewegten sich im Thale hin und her, und von hundert Stimmen erscholl der Ruf: »Unser Herr ist wieder da!«

Venati, eingedenk seiner Schuld und seiner Strafe, besann sich nicht lange, sondern sprang von einem himmelhohen Felsen in die steinichte Schlucht hinab. Die eben herbeieilenden Landleute waren Zeugen dieser That.

Antonie erholte sich in den Armen ihrer Lieben bald wieder. Mit wenigen Worten theilte sie ihrem Gemahl die Geschichte ihres Unglücks seit jener Stunde der Trennung mit, eine Geschichte, die wir unsern Lesern gleichfalls noch schuldig sind. -

Clermont, Antonien's Bruder, erfuhr nicht sobald die Verhaftung seines Schwagers, als er schon nach dem Landhause eilte, um daselbst die nähern Umstände zu erfahren. Daß Venati die Hand dabei im Spiele hatte, war klar; doch ihn öffentlich ohne Grund einer solchen That beschuldigen, würde die größten Gefahren nach sich gezogen haben. Clermont nahm daher Antonien, die sich Mutter fühlte, wieder mit sich nach Paris, und verschaffte ihr

dort einen sichern Aufenthalt. Die Geburt eines Mädchens ersetzte der Mutter einigermaßen den Verlust des Gatten. Clermont machte während dieser Zeit mehrere Versuche, seinen unglücklichen Schwager in Freiheit zu setzen, und drang auf strenge Untersuchung seiner Vergehen; allein der bloße Name Engländer reichte schon hin, jede Untersuchung in die Länge zu ziehen. Venati scheute unterdessen seinerseits weder Mühe noch Geschenke, den angeblichen Grafen von Caerleon der Regierung als höchst verdächtig zu bezeichnen. Von ihm bezahlte Creaturen mußten gefährliche Aeußerungen, die sich auf die Politik bezogen, gegen jenen ausstreuen, und so verschlimmerte sich Eduard's Lage je länger je mehr. Einige Jahre schwanden auf diese Art vorüber; da entdeckte Clermont zufälliger Weise einen Theil von Venati's Anschlägen. In der Wuth zog er den Degen, und forderte den Feind seines Schwagers zum Zweikampf auf. Allein der feige Italiener, welcher schon lange auf eine Gelegenheit gelauert, Antonien's Bruder aus dem Wege zu räumen, zog eine Pistole aus dem Busen, und schoß die einzige Stütze der hilflosen Gräfinn von Caerleon nieder. Um nicht in Venatis Hände zu fallen, floh diese Frankreich. Der Zufall gab ihr den Gedanken ein, ihr Kind in die Nähe des Schlosses Caerleon zu bringen. Sie führte diesen Vorsatz rasch aus und brachte die schlummernde Lilla in einer stürmischen Nacht vor Hubert's Hütte. Mehrere Jahre hielt sie sich noch in der Gegend auf, war Zeuge, wie Hubert und dessen Frau ihre Tochter liebevoll pflegten, und das Pflegekind wie ihre eigenen liebten; dann kehrte sie, von dieser Seite beruhigt, wieder nach Paris zurück, um von neuem die Freiheit ihres Gatten zu versuchen. Hier geriet sie in die Gewalt Venati's, der ihre Spur schon lange verfolgt, und sie endlich aufgefunden hatte. Mit Hilfe einiger Vertrauten brachte er sie abermals aus Paris. Vor Jedermann gab er sie als seine Gattinn aus, aber Antonie bewahrte ihre Treue Heilig. Der großen Welt überdrüssig bezog Venati endlich das durch Hinterlist errungene Schloß Caerleon; auch Antonie mußte ihm dahin folgen. Diese hatte hier doch wenigstens den Trost, in der Nähe ihres Kindes zu seyn, eine Luft mit ihm zu athmen, und die Mauern zu betrachten, welche einst die Wiege ihres geliebten Eduard's gewesen waren. Zwei Jahre mußte sie hier schmachten; da brach ihr Gatte ihre Fesseln, führte Lilla in ihre Arme, und

setzte die Erbin von Caerleon unter dem lauten Jubelrufe der Thalbewohner in ihre angeborenen Rechte ein.